

Blätter aus Krain.

Beilage zur Laibacher Zeitung.

N^o. 31.

Vierter Jahrgang.

12. August 1860.

Nachtfeier.

In eruster Feier zieht die Nacht herauf,
Der Tag verstummt und senket seine Fahnen,
Es pflanzt der Mond sein Silberbanner auf
Und lautlos zieh'n die Sterne ihre Bahnen.

In Haß und Zwietracht ist die Welt getheilt,
Durch alle Lande zieht der Lärm der Schlachten,
Und eh' der Friede soviel Wunden heilt
Wird manch' ein Auge noch der Tod unmachten.

Und dennoch schimmert eben diese Welt,
Wenn du sie schauest aus der Aetherferne
So friedevoll, wie dort am Himmelszelt
Der blasse Mond und all' die trübten Sterne.

J. M. Kutterus.

Eine Reise auf der Eisenbahn.

„Wächstest Du nicht das Fenster zumachen, Freund?“ sagte ich zu Karl Howard, als wir an einem nebligen Abend auf der Eisenbahn, nach Schottland zu, fuhren; „es ist ein unfreundlicher rauher Tag, dieser 29. Februar.“

„Der 29. Februar ist heute!“ wiederholte Karl, wie durch eine plötzliche Ueberraschung aufgeregt, dann aber sofort in ein träumerisches Hinbrüten übergehend, so daß er vergaß, das halbgeöffnete Fenster vollends zu schließen. „Wäre es möglich?“ murmelte er endlich.

„Möglich gewiß, wenn auch vielleicht nicht wahrscheinlich, da der 29. Februar nur alle vier Jahre ein Mal wiederkehrt. Aber um des Himmels Willen, was ist Dir, Karl? Wir leben allerdings in einem Schaltjahr, doch was kann das Dich kümmern, wenn Du nicht etwa mit einem schönen Fräulein in einem Liebesverhältniß stehst und Dich das Versprechen bindet, um diese Zeit zu heiraten? Ist sie etwa hinter Dir her? Beim Jupiter, ich glaube, Du fürchtest Dich, daß sie hier irgendwo mit Dir zusammentreffen möchte.“

„Fritz,“ sagte Karl jetzt in einem leisen, fast zaghaften Tone, den ich an ihm sonst durchaus nicht gewohnt war, denn er ist ein stattlicher Bursche, sechs Fuß hoch, und überall mit der Nase voran. „Fritz, Du weißt, daß ich kein nerven-

schwacher Mensch bin, der sich mit Schrecken und Einbildungen herumträgt; lache mich darum nicht aus, wenn ich Dir eine sehr seltsame Geschichte erzähle, die mir auf derselben Strecke, welche wir jetzt befahren, vor vier Jahren begegnet ist.“

„Du nervenschwach!“ rief ich. „Ich habe das niemals geglaubt, obgleich ich etwas darum geben würde, wenn meine beste Halsbinde stets so weiß wäre, wie in diesem Augenblicke Dein gesegnetes Gesicht.“ Karl war in der That auffallend bleich geworden, und sein sonst so heiteres Auge sah mit seltsamer Scheu und Unruhe in dem engen Raume des Wagens umher. „Heraus mit der Erzählung,“ fuhr ich fort, „doch laß mich eine Zigarre anzünden, um mich wach zu erhalten; denn nichts bringt einen so leicht in Schlaf, als Erzählungen, — namentlich die Deinigen,“ fügte ich leise hinzu.

„Es sind jetzt gerade vier Jahre,“ begann Karl in beinahe feierlicher Weise, „daß ich auf derselben Strecke, zu derselben Stunde dahersuhr.“

„Das hast Du mir vorhin schon gesagt. Weiter!“

„Um ungestört rauchen zu können, gab ich dem Schaffner ein Trinkgeld, damit er mich in meinem Wagen alleinließ.“

„Wie Du heute wieder gethan hast. Deine Vorsicht ist gut,“ fiel ich ein, „obgleich es verboten ist, die Bedienten auf der Eisenbahn zu bestechen. Weiter.“

„Ich mochte etwa die Hälfte meines Weges in aller Bequemlichkeit zurückgelegt haben, als gegen 5 Uhr Abends der Zug an einer Zwischenstation anhielt. In dem Bahnhof war eine ziemliche Menge Menschen versammelt, und da ich mich meines guten Platzes sicher wußte, so amüßte ich mich damit, das Volk zu beobachten, wie es sich drängte, und hin und herstieß. Bald jedoch zog eine Gestalt unter Allen meine besondere Aufmerksamkeit auf sich. Es war die eine Dame, die einen weißen Burnus trug. Diese leichte Kleidung machte an dem unheimlich feuchten Abend einen fast fröstelnden Eindruck auf mich. Ihrer hochgewachsenen, schlanken Figur nach mußte sie jung sein; vor ihrem Gesichte trug sie jedoch einen so dichten Schleier, daß ich ihre Züge nicht unterscheiden konnte. Sie allein unter der versammelten Menge schien weder sorglich zu sein, noch Eile zu haben. Theilnahmslos, ohne von Jemand Notiz zu nehmen, und ohne daß von ihr Notiz genommen wurde, ging sie mit ruhigen Schritten auf und ab, bis die Glocke das

Zeichen zur Abfahrt gab. Der Zug begann sich eben in Bewegung zu setzen, kein Mensch mehr war auf dem Perron, als ich sie plötzlich an meinen Wagen herankommen, die Thüre öffnen, und zu mir einsteigen sah. Sie setzte sich mir gegenüber. Der Henker hole den Schaffner, dachte ich; er hat mir doch gesagt, daß die Thüre des Wagens verschlossen sei. Aber es war keine Zeit mehr zu Einwendungen, denn der Zug flog bereits in voller Eile dahin. Die Dame blieb indeß ganz ruhig mit herabgelassenem Schleier sitzen, und in mir regte sich natürlich sehr bald der Wunsch, ihr Gesicht zu sehen."

"Sehr verzeihlich, da Du sie für jung und schön hieltest," fiel ich ein.

Ohne auf meine geistvolle Bemerkung zu hören, fuhr Karl fort: „Unter ihrem Schleier stahl sich eine lange, glänzende Locke hervor, welche meine Einbildungskraft sehr in Anspruch nahm. Um wenigstens eine Unterhaltung zu beginnen, wandte ich mich endlich zu ihr und frug, ob der im Wagen vorhandene Tabakgeruch ihr nicht belästigend sei. Sie verneinte dies, mit dem Zusätze, daß es ihr unendlich leid thue, ein unwillkommener Eindringling zu sein, da sie mich gewiß im Rauchen gestört habe. Während sie sprach, küstete sie ihren dichten Schleier ein wenig, und so wahr ich lebe, Fritz, ich habe nie ein schöneres Gesicht gesehen. Es war ein vollkommenes Oval mit sanften, braunen Augen, schön geformten Brauen, und mit Wimpern, die ihr bis auf die Wangen herabreichten, wenn sie die Augen niederschlug.“

„Du hast ihr also Gelegenheit gegeben, dieses artigste aller weiblichen Manöver vorzunehmen, Junge?“

„Keine Scherze,“ sagte Karl ernst und fuhr dann fort: „der einzige Fehler ihres Gesichtes war vielleicht ein Mangel an Farbe.“

„Nun, zum Augenniederschlagen gehört ja das Erröthen. Auch die Verschämtheit hat ihre Logik,“ fiel ich in unverbesserlicher Weise abermals ein.

„Fritz,“ erwiderte Karl noch ernster als vorher, „ich werde nicht weiter erzählen, wenn Du nicht aufmerksam und Deine schlechten Witze einstellst.“

„Meine treffenden Bemerkungen,“ erwiderte ich etwas gekränkt, „sind wohl der beste Beweis für meine unerschütterliche Aufmerksamkeit, und was die schlechten Witze anlangt, so sprich weiter, ich will Deine Erzählung nicht mehr unterbrechen; — sie also ganz Dir überlassen,“ fügte ich leise hinzu.“

„Was ich noch zu sagen habe, wird bald gesagt sein,“ fuhr Karl fort, mehr wie wenn er mit sich selbst spräche, als zu mir gewendet, und während seiner Erzählung immer mit halb suchendem, halb ängstlichem Blicke in dem Wagen herumschauend. „Ein Wort gab das andere; ich unterbielt mich ganz gut mit meiner schönen Reisegefährtin; nicht lebhaft, im Gegentheile etwas schleppend; sie ihrerseits sprach immer ruhig, manchmal sogar düster. Ich vermutete, daß irgend ein Kummer sie drücke, vielleicht ein schmerzlicher

Verlust sie betroffen habe, war aber natürlich nicht so unartig, mich nach der Ursache ihrer Gemüthsstimmung näher zu erkundigen. Auffallend war mir nur, daß sie die Augen oft sehr lange niedergeschlagen hielt und dieselben dann, wenn sie sie erhob, starr und fest auf dem Gegenstand ruhen ließ, auf den sie gerade trafen. Am meisten auf der Thüre des Wagens, an deren Scheiben der dicke Nebel des feuchten Februarabends einen trübseligen Schein gab; seltner auf mir. Einige Male rüttelte sie leise, aber anscheinend hastig und ängstlich an der Thüre, wahrscheinlich, um sich zu vergewissern, daß dieselbe gut verwahrt sei.

Mittlerweise war es finster geworden und bei dem ungewiß zitternden Lichte der Lampe konnte ich bloß die zarten Umrisse ihrer Gestalt und die blendende Weiße ihres Gesichtes unterscheiden, das jetzt von ihrer Hand gestützt wurde. Als ich, durch eine leicht erklärliche Neugier bestimmt, meinen Blick fester auf diese Hand heftete, bemerkte ich einen Trauring an derselben, zugleich aber — wer beschreibt meinen Schrecken? — sah ich, daß sie mit Blut gestreift war.

„Ach, Madame, ich fürchte, Sie haben sich an der Hand verwundet,“ sagte ich, indem ich mich etwas zu ihr hinbeugte.

„Nein, nein, ich habe mich nicht verwundet; es ist nur ein Flecken,“ erwiderte sie rasch, indem sie die Hand zurückzog und abermals leise an der Thür rüttelte, wie man zu thun pflegt, wenn man besorgt, daß dieselbe nicht fest verschlossen sei.

Ich saß da und betrachtete sie, denn sie flößte mir von Sekunde zu Sekunde ein tieferes Interesse ein. Natürlich brachte ich den Trauring, den ich gesehen, mit ihrem Kummer in Verbindung, und war eben bemüht, mir dieses schöne bleiche Antlitz, das jetzt von so tiefer Trauer beschattet war, im Glanz der Freude, im Glück der ersten Liebe, in der Seligkeit einer entzückenden Leidenschaft zu denken — als ein plötzlicher Windstoß durch die Oeffnung über der Lampe hereinblies, das Licht auslöschte, und uns in vollständige Dunkelheit versetzte.

„Wie unangenehm,“ rief ich aus, „gerade jetzt, da wir in den Tunnel kommen!“

Ich glaubte einen schwachen Seufzer und dann das Rauschen eines Kleides zu vernehmen. Ich erinnere mich noch lebhaft, wie kalt es in diesem Tunnel war und wie unheimlich lange Zeit wir zur Durchfahrt brauchten. Als wir uns — ich hörte es an dem helleren Klange des Widerhalls — endlich dem Ausgange desselben näherten, dachte ich mit einer Art kindischer Freude daran, wie bald ich bei dem Schimmer des Mondes, der mittlerweile den Nebel etwas gelichtet hatte, die Umrisse ihrer Gestalt mir gegenüber wieder erblicken würde. Plötzlich brach das betäubende Geräusch der Tunnelfahrt ab; wir waren wieder im Freien. Ich richtete meine Augen auf ihren Platz, aber ich konnte nichts sehen. Es ist zu dunkel, dachte ich mir, obgleich ich auf den gegenüberliegenden Seiten meinen Mantel und meinen Pelz deutlich unterscheiden konnte.

„Wir müssen die Lampe wieder anzünden lassen,“ sagte ich endlich laut, aber ich erhielt keine Antwort und ich erinnere mich deutlich, wie ich schauderte bei dem Tone meiner eigenen Stimme, der in dem leeren Raume fast gespenstisch verhallte. Ich beugte mich vor und fuhr mit der Hand über die Sitze, aber ich konnte nichts fühlen. Ich versuchte alle meine Zündhölzchen, aber ich brachte keines zum Brennen. Eine sonderbare Unruhe, eine peinliche Unbehaglichkeit überkam mich. Ich dachte, der Zug würde niemals anhalten, so lange wurde mir die Zeit. Endlich zeigte sich eine Station und ich rief sogleich dem Schaffner zu, die Lampe wieder anzuzünden.

„Warum haben Sie die Thüre nicht verschlossen gehalten?“ redete ich ihn aus dem Fenster an, „wie Sie mir versprochen hatten?“

„Bitte um Verzeihung, mein Herr,“ erwiderte der Schaffner, „die Thüre ist verschlossen.“

Ich probirte an derselben: — sie war verschlossen. Ich sah mich um: — ich befand mich allein in dem Wagen.

„Nun des Himmels Willen, wo ist die Dame?“ rief ich.

Der Schaffner schaute mich verwundert an.

„Die Dame, die Dame,“ wiederholte ich dringend, „es war ja doch eine Dame hier im Wagen. Sie muß im Tunnel hinausgestürzt sein.“

„Es war keine Dame hier innen, mein Herr,“ versicherte der Schaffner; aber ein Stationsarbeiter in einer Blouse, der dabei stand, schüttelte mit geheimnißvoller Miene den Kopf, indem er murmelte: „So, der hat sie auch gesehen!“

In diesem Augenblicke setzte sich der Zug wieder in Bewegung und ich hatte keine Zeit mehr, über die Sache weitere Nachforschungen anzustellen.

„Nun, Fris, was denkst Du davon? Glaubst Du, daß ich verrückt war, oder daß meine Erzählung nichts weiter als ein „schlechter Witz“ sei?“

„Keines von Beiden, mein Junge, Du wirst einfach etwas schläfrig gewesen sein, wie ich es jetzt durch Deine interessante Geschichte ebenfalls geworden bin; Du hast geträumt.“

„Ich hatte nicht geschlafen, ich war so vollkommen wach, wie ich es jetzt bin. Ueberdies wußte ja jener Stationsarbeiter, daß etwas Geheimnißvolles im Spiele war.“

„O wenn du die Wahrheit deiner Geschichte mit dem Kopfschütteln des Stationsarbeiters beweisen willst, dann habe ich freilich nichts mehr zu sagen,“ erwiderte ich. „Du hast geträumt, sonst nichts. Thue das auch jetzt wieder, oder willst Du nicht, so folge wenigstens meinem Beispiel und schlafe ein. Gute Nacht!“

Karl schüttelte den Kopf; ich aber hüllte mich in meinen Pelz, um zu schlafen. Ich glaubte kein Wort von der ganzen Geschichte, die er mir aufgetischt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Quecksilberbergwerk Idria

von seinem Beginne bis zur Gegenwart.

Geschichtlich dargestellt von Peter Hisinger,
Dechant und Pfarcer zu Weisberg.

(Fortsetzung.)

Zur Zeit der großen, mit Spanien verabredeten Quecksilber-Lieferung wurden unter der Oberleitung des Gubernialraths Josef v. Leitner in der Idrianergrube die größten Erzhaue geführt, und zwar an der Ostseite der Kaschnizsche Westen, im Wasser- und im Hauptmannsfelde, wie auch in den zwischen beiden gelegenen Orten und im tieferen Karolifelde; diese Gegend, an 80 Klafter lang und 30 bis 50 Klafter breit, enthielt überhaupt die ergiebigsten Erze. Die Namen: Leopoldiwand für den großen tauben Keil, statt der früheren Benennung, Kaschnizsche Weste; ferner der Leopoldischacht, Leopoldifollen und Leopoldifollen im Hauptmannsfelde, welche dem Kaiser Leopold II. zu Ehren aufgenommen wurden, darnach das Leitner-Gesenk, das obere und untere Leitner'sche Käufel, und der Gerstorfollen zwischen dem Wasser- und dem Hauptmannsfelde, welche nach dem Gubernialrathe v. Leitner und nach dem Bergrathe v. Gerstorf benannt wurden, erhalten das Andenken an diese Zeitperiode. Es wurde jedoch zu jener Zeit nur das reichste Erz ausgehauen, das minder ergiebige aber stehen gelassen, was für die Zukunft des Werkes nur nachtheilig sein konnte. Eben in dieser Zeit wurde auch das Großherzogsfeld vollständiger aufgeschlossen, nachdem bereits vorher mehrere offene Oerter in derselben Gegend bei einer Tiefe von 82 Klaftern bestanden hatten. Um das Hauwerk leichter an den Tag schaffen zu können, wurde im J. 1786 auf der dem Montangute gehörigen, Semla (Zemlja) genannten Wieße ein neuer, der Josefischacht abzuteufen begonnen; er ist 260 Klafter südostwärts vom Barbaraschachte entfernt. Da jedoch wegen der ungeheuern Erzeugung an Erz und Metall eine Erschöpfung des Werkes zu befürchten war, so wurde im J. 1792 nach dem Beschlusse einer unter dem Vorsitze des Vizepräsidenten v. Leitner abgehaltenen Hofkommission ein vierter Schacht, der Francischacht, eröffnet, und zwar am Fuße des Antoniberges, 120 Klafter vom Barbaraschachte nordostwärts entfernt. Ferner wurde auch der Ignazifollen 170 Klafter weit in's mitternächtliche Gebirge getrieben; durch diesen wurde in der Folge das Aufschlagwasser zur Bewegung der Wasserkunst am Francischachte aus dem Hüttengraben hergeleitet.

Nach dem Ablaufe des mit Spanien abgeschlossenen Lieferungs-Vertrages wurde unter dem Werkvorfande Gottlieb v. Gerstorf der Erzhaue theilweise noch in großem Masse betrieben. Allein auf diese Weise würde das Werk bald in Verfall gerathen sein, indem nur die reichsten Erze verwendet, die minderhaltigen aber liegen gelassen wurden. Der Kaiser Franz I. sandte daher im Jahre 1800 den Abgeordneten v. Sibold nach Idria, und es wurde darauf im Jahre 1801 ein mehr wirtschaftlicher Bergbau eingeführt, indem man reichere mit ärmeren Erzen zugleich aushieb, und hin und wieder reichhaltigere Strecken für Zeiten der Noth zu sparen begann. Aber im Jahre 1803 drohte der Bergstadt ein fürchtbares Unglück; am 15. März entstand nämlich ein Grubenbrand in der Tiefe des Werkes, im Clementifelde. Da sich der Brand sonst nicht löschen ließ und Gefahr für das ganze Werk vorhanden war, so wurden alle Oeffnungen verstopft und zuletzt wurde Wasser eingelassen. Nach sechs Wochen wurde die Grube wieder geöffnet; aber fast drei Jahre dauerte es, bis das in der Tiefe aufgestaute Wasser wieder ausgehoben wurde; auch

waren in der Tiefe mehrere offene Verten, namentlich das van Swieten-, Gemme- und Clementfeld eingegangen. Eine besondere Erscheinung bei dem angeführten Grubenbrande war dieß, daß alle Leute, welche in die Nähe der hervorbrechenden Quecksilberdämpfe gekommen waren, mehr oder weniger Bittern oder Steifheit der Glieder bekamen; auch zeigte sich das abgeflossene Wasser völlig gelb, und die Fische starben davon im Idriazflusse weit hinab aus.

Nach der Beseitigung dieser Gefahr wurde der Erzbau unter dem Berggrathe Emanuel Grafen v. Schärfsenberg in der begonnenen wirthschaftlichen Weise fortgeführt; die französische Besitznahme hatte jedoch wieder eine stärkere Ausbeutung des Erzlagers zur Folge. Es wurden besonders die tieferen reichen Strecken ob und unter dem Hauptmannsfelde ausgehoben, wornach der nach dem Direktor M. Gallois benannte Galloiskrollen noch fortwährend erinnert; dabei wurde ein neues Mineral, der Idrialit oder das Brand-erz (schiste bitumineux) aufgefunden, welches bereits oben erwähnt worden. Nach der österreichischen Wiederbesitznahme wurde unter dem Berggrathe Leopold v. Passékty der Bau in der Tiefe fortgesetzt, und im Jahre 1820 war bereits das Barbarafeld in einer Tiefe von 120 Klaftern aufgeschlossen, welches jedoch theilweise schon an den Ausgange des Erzlagers stößt. Auch wurden in den im Grubenbrande des Jahres 1803 eingegangenen Strecken neue Schläge eingetrieben, und hienit das Clementfeld 98 Klafter tief wieder eröffnet. Außerdem wurden neue Versuch- oder Hoffnungsbaue begonnen, der eine aus dem Franciscischachte in einer Tiefe von 75 Klaftern, gegen Witternacht gerichtet, der andere aus dem Josefschachte, in einer Tiefe von 60 Klaftern, und in Verbindung mit dem Mittelfelde stehend, gegen Südost gewendet. Zu Ehren der Anwesenheit des Kaisers Franz im Jahre 1816, und jener des Kronprinzen Ferdinand im Jahre 1819, wurde der erstere Bau der Franciscischöffnungs Schlag und der andere der Ferdinandhoffnungs Schlag genannt. Als jedoch bei dem Weiterbaue das Erzlager immer mehr auszugehen schien, wurde die Besorgniß rege, daß das Bergwerk ob Mangel an guten Erzen nicht mehr mit Vortheil betrieben werden könnte. Es wurden nun im Jahre 1823 der Graf v. Breuner und der Professor Rippel von der Hofkammer abgesandt, um die Sache näher zu untersuchen; ihr Ausspruch behob die entstandenen Besorgnisse.

In der Folge wurden unter dem Berggrathe Alois Bretkner neben der Ausbeutung der bisher aufgeschlossenen Grubenfelder die zuletzt begonnenen Versuch- und Hoffnungsbaue fortgesetzt; man drang überdieß mit dem Franciscischachte, theilweise auch mit dem Theresenschachte, weiter in die Tiefe; und im Jahre 1836 wurde im Lubentscharaben der Ferdinandischacht abzuteufen begonnen, 500 Klafter vom Barbaraschachte südostwärts entfernt. Aber im Jahre 1837 trat eine neue große Gefahr für das Werk ein; am 30. September geschah nämlich ein Einbruch von Tagwasser oder von auswärts herkommendem Quellwasser in der Sohle oder im Grunde des Theresenschachtes. Das einbrechende Wasser wuchs immer mehr an, und ertränkte bald mehrere der tieferen Grubenfelder. Nach schnell erstatteten Berichten kamen der Oberbergamts-Direktor Josef Mussak von Klagenfurt, und der Hofrath Alois Maier von Wien mit Kunstverständigen an, und nach verschiedenen wirkungslosen Versuchen wurde die Errichtung von Dampfmaschinen und neuen Stangenkünstn zur Hebung des Wassers beschlossen. Es wurde sodann eine Dampfmaschine und eine neue Stangenkunst am Josefschachte, dann eine andere Dampf-

maschine am Theresenschachte hergestellt; der Bau dieser Maschinen kostete an 130.000 fl. Durch diese Vorrichtungen wurde das Wasser nach und nach bewältigt und bis in die Tiefe ausgehoben; doch neuer Zufluß ließ sich dadurch nicht hemmen, und auch eine großartige, vom Berggrathe Franz Alberti angeordnete Verdämmung mißglückte. Das zufließende Wasser wird nun entgegen durch die Stangenkünstn herausgehoben, nachdem die Dampfmaschinen außer Thätigkeit gesetzt worden.

Während in der Hauptgrube das Wasser Hemmnisse bereitete, wurde mit der Abteufung des Franciscischachtes fortgefahren, bis man im Jahre 1842 in eine Tiefe von 145 Klafter gelangte; in dieser Strecke wurde nun das neueste und tiefste Feld, das Franciscifeld genannt, 142 Klafter tief eröffnet. Um das Wasser abzuleiten, und zugleich das miternächtliche Gebirge von einer andern Seite zu untersuchen, wurde im Jahre 1846 aus dem Franciscischachte in einer Tiefe von 9 Klaftern der Eintrieb eines neuen Stollens begonnen; er sollte in nordöstlicher Richtung den Idriazfluß erreichen, und erhielt den Namen Florianiwasserstollen. Aber im nämlichen Jahre 1846 traf den Bergort ein neues Unglück; denn am 3. November entstand ein Grubenbrand im Hauptmannsfelde hinter dem Leopoldstollen. Der Eiser, dem Unglücke möglichst zuvorzukommen, brachte den Bergschaffer Georg v. Sztrazsay, den Huthmann Johann Restreßen, den Schachtmeister Josef Winkler und den Kunststeiger Franz Winkler in Gefahr und Tod; und das Streben, diesen Rettung zu verschaffen, kostete dreizehn Knappen das Leben. Es wurde nun beschlossen, alle Zugänge und Luftlöcher der Grube abzusperrn; mit Anstrengung arbeitete Jung und Alt, während erslickender Rauch aus den Schächten hervordrang; doch wurde die Verdämmung noch an demselben Tage an allen Orten bewerkstelliget. Gleich nach verbreiteter Nachricht kamen der Gubernialrath Brandstetter von Laibach, der Kreishauptmann Koschaker von Adelsberg, der Oberberggrath Wiesner von Wien und mehrere Kunstverständige in Idria an; nach allgemeinem Beschlusse wurde am 11. November das Wasser aus dem Rinnwerke in die Gruben eingelassen, um das Feuer desto eher zu gewältigen. Am 26. November wurden erst die Schächte mit großer Vorsicht wieder eröffnet; nun wurden die Dampfmaschinen und die übrigen Wasserkünstn in Betrieb gesetzt, um das Wasser nach und nach zu heben. Von den Leichen der verunglückten Bergleute wurden zehn gleich am 3. November und drei nach der Wiedereröffnung der Grube herausgezogen; zu den Leichen des Bergschaffers Georg v. Sztrazsay und der drei Aufseher gelangte man dagegen erst am 24. April 1847. Die Leichen aller Verunglückten wurden mit allen bergmännischen Feierlichkeiten, und unter erschütterndem Wehklagen nebeneinander auf dem Friedhose begraben, eine gußeiserne Pyramide mit den darauf verzeichneten Namen aller siebenzehn Betroffenen deutet gegenwärtig ihre Ruhestätte an. (Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches

Als Vertilgungsmittel des Mooses und Heidekrautes auf den Wiesen wurde neuerdings das Düngesalz in der landwirthschaftlichen Zeitschrift des Provinzialvereines zu Hannover empfohlen. Das Salz wurde in einer Quantität von 1,7 preussischen Scheffel pr. Morgen angewendet und besonders bemerkt, daß sich das Moos bald verloren habe und dagegen süße Gräser und Kräuter zum Vorschein gekommen wären.